

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte

**Band:** 10 (1934)

**Heft:** 51

**Artikel:** "... und an den Menschen ein Wohlgefallen"

**Autor:** Geldner, Anton

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-755015>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**





Weihnachten, wie wir uns sie wünschen.

«Warum nicht... Sie haben mir gemangelt...»

«Ist das möglich?»

«Sie fallen mir», Hilde isst die Suppe, «man fühlt doch gleich, woher Sie kommen. Das Deprimierende bei uns Angestellten ist, daß man fast immer mit Leuten arbeitet, die unglaublich vulgär sind.»

«Beziehen Sie das auf die Direktion?» lacht Rosy.

Hilde verdreht nur die Augen: «Ich hab' Streit mit meinem Verlobten», sagt sie, «das kommt nun alle zwei Wochen vor. Ist es ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?»

«Das kann ich nicht wissen...»

«Nun, Sie leben doch sicher auch nicht immer in absoluter Eintracht mit Ihrem Mann?»

Rosy muß lachen, als sie erklärt: «Wir leben wie alle Leute... können Sie mir einen Rat geben?»

«Schießen Sie los...»

«Sind achttausend Mark viel oder wenig Geld?»

Hilde legt ihre Gabel, die sie zum Munde führen wollte, wieder auf den Teller und sagt: «Donnerwetter, muß es Ihnen im Leben gut gegangen sein, daß Sie noch so naiv sind. Achttausend Mark sind heute für reiche Leute eine Summe. Achttausend Mark in barem Geld... wiederholt sie nachdenklich... damit ist etwas anzufangen... wie kommen Sie darauf?»

«Nun», sagt Rosy, «jemand, den ich kenne, muß sich achttausend Mark beschaffen...»

«Ist es Ihr Großvater?»

Rosy lacht: «Ach nein, für den wäre das eine Kleinig-

keit, aber er würde eher sterben, als achttausend Mark herausgeben...»

«Drum hat er auch Geld», bestätigt Hilde... «Wir armen Teufel sind generös, wir leben alle über unsere Verhältnisse, aber ein so vertrockneter alter Knabe, der noch einen Zahn im Mund hat und halb paralytisch ist, der hält sein Geld zusammen, als ob er noch zweihundert Jahre leben müßte...»

Rosy ist schweigsam geworden.

«Wissen Sie», fährt Hilde fort, «mit den Männern ist es zu allen Zeiten eine Qual. Wenn sie jung sind, sind sie launisch und haben uns alle paar Wochen wieder einmal satt, daß sie uns nicht mehr riechen können. Sind sie alt, dann ist mit ihnen nicht zu leben, weil sie blöd werden. Wir sind immer dazu da, alles einzustecken, die Herrschaften finden es ganz natürlich, daß wir jung und hübsch, ihnen zu Gefallen sind und sie dann, wenn sie alt und marode werden, wie kleine Jungen aufpäppeln.»

«Aber soweit sind Sie doch noch nicht», wirft Rosy ein.

«Komisch... Sie beklagen sich nie über ihren Mann», hebt Hilde wieder an, «aber hab' ich nicht recht? Sagen Sie mir, bitte, hab' ich nicht recht?»

«Sie haben recht», lacht Rosy, «dabei dürfen Sie mir glauben, daß mir's nicht ums Lachen ist...»

«Wegen der achttausend Mark?»

«Wegen vielerlei...»

«Spielt Ihr Mann?»

(Fortsetzung folgt)

## «... und an den Menschen ein Wohlgefallen!»

(Fortsetzung von Seite 1641)

schufen Predigten, philosophische, theologische Aufsätze und technische Gutachten über Orgelbau. Er schrieb über Bach und seine Kunst, spielte auf den alten Orgeln alter Dome, die sich füllten, wenn Einladungen zu seinen Konzerten riefen. Er sammelte geduldig und mühsam Wissen und Geld. Alles nur mit dem einen Ziel: Afrika. Er praktizierte sein Jahr als Medizinal-Praktikant im Krankenhaus. Dann fuhr er endlich nach sechzehn Jahren der Vorbereitung mit vielen Kisten voll Werkzeug, mit Medikamenten und mit seiner Frau, die als Krankenpflegerin ausgebildet war, nach Afrika; stand dort als Doktor dreier Fakultäten, als Professor, Prediger und Meister der Orgel zwischen Urwald, Wasser und Sumpf, rodetzte, mache Sumpf trocken, schlug Bäume um, baute Baracken, legte Pflanzungen an, züchtete Ziegen, ließ die kranken Eingeborenen zu sich kommen, operierte und linderte Schmerzen, sprach gut zu den Schwarzen, half ihnen in allen Nöten — und war endlich ganz glücklich, weil er Gutes tun konnte. Der Krieg kam. Der Neger-Doktor wurde seinem Werk genommen und kam als Gefangener nach Europa. Er trug geduldig die bittere Isoliertheit und quälende Untätigkeit in den Gefangenengläsern. — Kam dann endlich krank und arm in sein Heimatdorf, in das die Batterien zweier Fronten tiefe Wunden geschlagen hatten. Kaum war der Krieg vorbei, als er schon wieder am Orgelpult saß, um sich die Mittel zu erspielen, die er brauchte, um seinen Schwarzen am Ogowe-Strom den Doktor wiederzugeben. Und als er dann zum zweitenmal an jenem Platz nahe am Äquator stand, den er damals verlassen mußte, fand er, daß Urwald und Sumpf und Gestüpp sein Spital gefressen hatten. Und Albert Schweitzer rodetzte wieder, trocknete Sumpf, fällte wieder Bäume und baute Spitalgebäude. Größer und schöner noch als ehemals. Und mehr noch als vor dem Krieg kamen die Schwarzen zu ihrem Doktor und brachten ihre Schmerzen und Krankheiten, damit er sie heile. Auf 300 km im Umkreis ist Albert Schweitzer hier der einzige Arzt.

Heute ist Lambarene, das Urwaldspital, aus den Sumpfgebieten des Ogowe nicht mehr fortzudenken. Häuser, aus Holz und Blech gebaut, beherbergen ständig 250 bis 300 eingeborene Kranke, die von ihren Dorfgenossen, oft als unrettbar aufgegeben, hier in Lambarene Heilung suchen und meist auch finden. Da kommen Kranke, denen die Tse-Tse-Fliege die Schlafkrankheit eingepflegt hat, da kommen andere, an denen die Lepra frisst oder denen das Sumpfieber das Blut vergiftet; da kommen sie mit ihren Brüchen, Wunden und Qualen; da kommen junge Mütter, die die Hilfe des Doktors bei der Geburt wollen; da kommen andere, die tobsüchtige Geisteskranken gefesselt bringen — und alle kommen voll gläubigen Vertrauens. Viele von ihnen machen einen Weg, der sie viele Tagesreisen durch Urwald und gefährlichsten Sumpf leitet, bis sie zu den Wasserwegen kamen, die zum Ogowe und von da nach Lambarene führen, das nur auf dem Wasserwege zu erreichen ist.

Drei Aerzte und acht europäische Pflegerinnen mußte Doktor Schweitzer im Laufe der Zeit aus Europa kommen lassen, um all denen zu helfen, die Hilfe bei ihm suchen. Ihm selbst aber hilft kein Staat, keine Organisation — nur seine eigene Kraft. Und immer mehr wächst dieses Urwald-Spital. Neue Gebäude entstehen, deren Architekt Albert Schweitzer ist. Pflanzungen für den Lebensbedarf der vielen Kranken wachsen aus gerodetem Boden; Albert Schweitzer läßt Kleinvieh aus Europa kommen und züchtet es selbst in geduldiger Mühe, er macht mühselige Experimente mit Nutzpflanzen, die seinen Spitalgästen Nahrung geben sollen.

Und alle paar Jahre verläßt Schweitzer für eine Zeit Lambarene und Afrika. Dann taucht er auf an den Orgelpulten in großen europäischen Städten und spielt Bach. — Oder er steht auf dem Katheder europäischer Universitäten und liest über Philosophie. Einige Wochen aber sitzt er versteckt im Dorf seiner Heimat, schreibt angestrengt und liest Korrekturen. Und verdient in dieser ganzen Zeit in harter Arbeit die Mittel, die das Fortbestehen seines Urwaldspitals gewährleisten.

Bei seinem letzten Aufenthalt in diesem Jahre in Europa fand ich ihn in seinem oberlausitzischen Heimatdorf. Er war hier nicht, weil er sich einen Urlaub gegeben hatte, sondern um Vorlesungen und Orgelkonzerte, die er in England gibt, vorzubereiten. Die Tage fanden ihn am Schreibtisch oder an der kleinen Orgel des Dorfkirchleins, auf der er übt und auf der er auch an Sonntagen zum Gottesdienst spielt.

So sah ich den Doktor dreier Fakultäten, den Professor und Urwaldarzt und großen Menschenfreund an einem Sonntag groß und wuchtig wie ein Bauer an der Orgel sitzen und den Dorfbewohnern Bach vorspielen und zu ihren Gesängen begleiten. Und in der tönenen Musik, die diese kleine Dorfkirche füllte, spürte ich die erschütternde und große Melodie eines Lebens und eines Werkes, die in ihrer Weite und Tiefe eine mächtige Symphonie blutvoller Menschlichkeit ist.

mit jedem Maß in die  
Geschenkidee

# Die Gabe der Vorsichtigen



Packung und Inhalt der Geschenkschachteln

**CAILLER** und **KOHLER** harmonieren aufs beste.

Sämtliche Chocoladen-Bonbons dieser Marken sind von ausgesuchter Feinheit und überraschen durch ihre treffliche Komposition und ihre künstlerische Form



Copyright

HERSTELLER DER GELEGENHEIT

